

Verbundkatalog Kalliope

Vorspruch für eine Lesung aus dem Roman "Der Vulkan".

Mann, Klaus

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Liebe Kollegen und Freunde, Mesdames et Messieurs -:

Ich bin sehr gerne heute abend hierher gekommen. Der kleine Raum, in dem wir uns hier zusammengefunden haben, hatte es mir gleich angetan, als ich vor einigen Tagen zum ersten Mal hier war, zur Schluss-Zusammenkunft des Kongresses, und um Heinrich Mann sprechen zu hören. In diesem Raum, finde ich, gibt es eine besondere, geistige Atmosphäre.

Schriftsteller halten sich wohl immer gern in Räumen auf, die geschmückt sind mit Büchern und mit den Bildern von Dichtern. Es kommt aber natürlich sehr darauf an, was für Bücher den Schmuck des Raumes ausmachen, und welche Gesichter von den Wänden auf uns niederschauen. Hier nun sind es lauter befreundete Gesichter, deren Blick wir begegnen: die Gesichter wirklicher, mit uns lebender, mit uns kämpfender Freunde und Kameraden - und die Gesichter derer, die nicht mehr unter den Lebenden, aber doch uns sehr nahe sind: unsere Freunde auch sie - wir dürfen sie wohl so nennen -, und auch sie unsere Kameraden in dem Kampfe, zu dem die Zeit uns verpflichtet.

Ohne Frage: die stumm-beredete Gegenwart all dieser noch lebenden und all dieser schon unsterblichen Freunde hat etwas ungemein Tröstliches. Und des Trostes bedürfen wir alle. Jeder von uns kennt die Stunde der grossen Niedergeschlagenheit. Jedem ist die leidvolle Frage vertraut: Wie lange noch? Und: Wozu? - Alle geistigen Menschen sind zum Schmerz geneigt, die Neigung zum Schmerz und Geist hängen ^{die geistigen} ~~zusammen~~ ^{zusammen}, die eine ist wohl gar nicht vorstellbar ohne die andere.

Heute aber sind die Anfechtungen des Schmerzes bitterer und heftiger als je und es ^{form} ist oft schwer, ihrer Herr zu werden.

Wir bedürfen des Trostes, und wir finden ihn, wenn wir die eigene Arbeit - deren Wirkung so begrenzt, deren kleiner Ruhm so vergänglich sein mag - in einen bestimmten, grossen Zusammenhang stellen, in einem bestimmten Zusammenhang sehen und begreifen lernen, und

mit solchem Zusammenhang meine ich sowohl den mit den Lebenden, deren Stimmen und Gebärden uns freundschaftlich vertraut sind, als auch den mit den unsterblichen Toten, deren ehrwürdige Bilder auf uns niederschauen, hier von den Wänden.

Die grosse europäische Literatur ist nur eine Familie, und die deutsche wiederum macht in dieser Familie eine bestimmte Sippe aus. Immer wieder hat es in dieser Familie Abtrünnige gegeben, die das Gesetz des Geistes und der Sittlichkeit verrieten, die auf Abwege kamen, gegen den Geist zeugten, sich der Macht verkauften. Solche Abtrünnige kennen wir heute in der deutschen Literatur, und meistens können wir an ihnen das sehr bemerkenswerte Phänomen beobachten, dass ihr Talent versiegt, genau in dem Grade, in dem sie sich der Sittlichkeit entfremden. Aber nicht nur wir müssen die Abtrünnigen kennenlernen. Heine und Börne haben Zorn und Spott gegen sie ausgesagt; Goethe hat sie verachtet; Nietzsche hat sie bitterlich gehasst. Alle, die im geistigen deutschen Raum lebten, sind vertraut geworden mit dem Gefühl des Hasses und der Verachtung gegen jene, die dem Geist, und mit ihm der Idee des menschlichen Fortschrittes, untreu geworden sind.

Der Geist und die Idee der Menschenwürde, des menschlichen Fortschrittes - der Annäherung des Menschen an das geliebte und geliebte Bild seiner höchsten, äussersten Möglichkeit - , sie werden immer wieder verraten, auf dass immer wieder für sie gelitten und um sie gekämpft werden kann. Gerade weil wir heute die erschütterten und entsetzten Zeugen eines solchen Verrates an den höchsten Werten und Ideen ^{in Deutschland} sein müssen, tun wir gut daran, uns gegenwärtig zu halten, ~~wie unendlich viel~~ eine wie grosse Fülle der liebenden Bemühung, des Denkens, des ethischen Wollens gerade in deutscher geistiger Sphäre für diese Werte und Ideen eingesetzt wurde. Man hat sich, in dieser deutschen geistigen Sphäre, der auch wir

zugehörig fühlen, mit Innigkeit und mit Vehemenz immer wieder um die Idee des H u m a n i s m u s - das heisst also: der Menschenwürde, und das bedeutet also: des menschlichen Fortschrittes - bemüht.

Wenn wir uns die grossen Figuren der deutschen Geistesgeschichte, wenn wir uns alle jene Genies, ^{deren Werke} die uns teuer sind, daraufhin betrachten, ob sie diesen Ideen - eben jenen, die heute in unserem Vaterland gering geschätzt und unterdrückt werden - indifferent gegenüberstanden oder ob sie ihnen dienen wollten, nach besten Kräften; dann werden wir immer wieder feststellen dürfen: sie wollten ihnen dienen, sie dienten ihnen, ihr ganzes Werk ist Dienst an diesen grossen Ideen.

Das gilt von ^{Hindw} Goethe und Lessing, wie es von Schiller und Hölderlin gilt. Das ist wahr nicht nur für Georg Büchner oder für Heine, sondern auch für Grabbe, ^{im Völkland oder} auch für Kleist. Das trifft nicht nur zu, wenn wir an Marx denken, sondern sogar dann noch, wenn wir Nietzsches Namen nennen - obwohl in diesem grossartig-komplizierten Fall gewisse Vorbehalte und Bedenken im Platze scheinen.

Ich nenne Namen - einige grosse Namen, auf gut Glück und beinahe improvisierter Weise aus der unendlichen Fülle herausgegriffen. Es sind Namen sehr verschiedener geistiger Prägung und sie bringen für uns sehr verschiedenartige intellektuelle Assoziationen mit sich. Frühere Generationen - oder sogar wir selbst noch, vor fünf oder sechs Jahren - wären kaum darauf verfallen, sie in irgendeinen Zusammenhang zu bringen: Hölderlin und Marx, Kleist und Heine. Für uns - jetzt, heute und hier - ist solcher Zusammenhang etwas durchaus Legitimes, beinahe schon eine Selbstverständlichkeit. Es ist der Zusammenhang zwischen allen jenen, die in deutscher Sprache - jeder auf seine Art und mit seinen Erkenntnismitteln - für die Idee der Menschenwürde, einer universalen Humanität und des Fortschrittes zeugten. Dieses allen ^{wahrhaft} grossen deutschen Geistern gemeinsame Leitmotiv ist da,

es ist gar nicht zu leugnen - es in Abrede stellen, heisst die grossen Geister selber beleidigen, ihr Andenken schmähcn, herabsetzen, fälschen - wie es heute täglich in unserem Vaterlande geschieht.

Wir aber wollen ihr Andenken ehren und es innig hochhalten: Das tun wir keineswegs aus Gründen der schönen Konvention, nicht aus "Bildungs-Gründen", wie unsere Grossväter es taten, die die Werke der sogenannten Klassiker mit Goldschnitt im Bücherschrank hüteten; wir tun es, weil wir Vorbild, Mahnung und Trost dieser Erlauchten brauchen, wirklich brauchen, zum Kämpfen brauchen, zum Schaffen brauchen, zum Leben brauchen, kämpfende und trostbedürftige Lebende, die wir sind.

Wir wagen es also, uns in einen bedeutenden Zusammenhang zu stellen, uns einer erlauchten Familie einzugliedern. Man könnte uns höhnisch entgegenhalten, das sei Arroganz, freche Ueberschätzung des eigenen Wertes, und wir wüssten doch gar nicht, ob die erhabenen Toten den gleichen Wert auf unsere Gesellschaft legen, wie wir auf die ihre. Das wissen wir freilich nicht - und noch weniger wissen wir, ob gar künftige Geschlechter sich unserer erinnern werden, wie wir uns der Alten erinnern. Sehr wohl möglich, dass man uns vergessen wird - über Psychologie und Geschmack, über den Grad der Gedächtnisstärke und über die Art des Denkens der Kommenden, der noch noch Ungeborenen ist es schwer etwas auszusagen. Dichter lieben es wohl, zu sagen, dass sie eben für diese eben für die Kommenden, noch Ungeborenen denken und arbeiten. Mich würde es stolzer machen, sagen zu dürfen, dass ich im Dienste und im Interesse der Lebenden denke und arbeite - und freilich auch in einer Art von stummen, mysteriösen Einverständnis mit jenen, die verstorben und unsterblich sind und deren Bilder Bilder zu uns niederschauen, hier von den Wänden.

Niemand wird uns verbieten oder verübeln können, dass wir einen solchen Zusammenhang dankbar empfinden, und dass wir meinen, sie würden gar nicht so sehr unzufrieden mit uns sein, wenn sie uns denn hier

sehen könnten, hier, in dieser Emigration - zu Hause gelästert oder totgeschwiegen, draussen recht einsam, aber ganz einsam doch nicht.

Das Gefühl, das ich Ihnen hier anzudeuten versuche, hat nichts mit Hochmut zu tun. Eher enthält es wohl Bescheidenheit. Denn es kommt ja aus der Erkenntnis, dass die Arbeit die jeder uns leistet - sei sie mehr oder minder gut; mehr oder minder bedeutsam - immer nur *M i t*arbeit ist; Mitarbeit an einer grossen Bemühung, einer allmählich wachsenden Leistung, die wir nicht begonnen haben, und die keiner von uns vollenden wird. Jeder aber, der, mit all seinen Kämpfen und Leiden, mit all seiner Arbeit und mit dem Einsatz aller seiner Kräfte dazu beigetragen hat, sie nur einen winzig kleinen Schritt weiter zu fördern - : Jeder solcher darf sich glücklich preisen.

Liebe Kollegen und Freunde: nachdem ich nun - recht fragmentarisch, recht andeutungsweise - das gesagt habe, was Ihnen zu sagen mir am Herzen lag, muss ich mich wahrhaftig schämen, Ihnen Ihnen ein Stückchen erzählender Prosa vorzulesen, das seinerseits kaum den *A n*spruch darauf erheben darf, Beitrag zu irgendeiner grösseren Gesamt- und Kollektiv-Leistung zu sein. Ich lese es Ihnen aber nicht als meinem fremden Publikum vor, sondern eben, weil Sie Kollegen sind, und wissen, was das bedeutet, aus einem unfertigen Manuskript etwas zum Besten zu geben.

Hier also handelt es sich um einen Roman, der mich schon seit einiger Zeit beschäftigt, der aber noch lange nicht fertig ist. Der Roman spielt unter Emigranten, und zwar unter Emigranten der verschiedensten Art. Der, den ich Ihnen heute vorstelle, ist gewiss kein vorbildlicher. Was ich von ihm zu erzählen habe, ist auch gewiss nicht sehr aufregend: es beginnt und es schliesst ohne dramatische Pointe. Aber vielleicht gelingt es Ihnen doch, etwas Sympathie und Interesse aufzubringen für den deutschen Professor, den ich Ihnen gleich vorstellen werde: Sie haben sicher alle schon solche Käuze gekannt, wie er einer ist.